

# Haben wir noch Zukunft?

Rolf Kaufmann

## Abstract

Zurzeit, anfangs Februar 2024, sind die Zukunftsaussichten düster. Donald Trump fühlt sich vom Schöpfer des Himmels und der Erde berufen, Amerika wieder gross zu machen: „Make Amerika Great Again!“ Er will die Welt retten. Seinem psychiatrieverdächtigen Optimismus widerspricht der radikale Pessimist Emmanuelle Carrère. Er sagt, es gebe nichts mehr zu retten. Die NZZ vom 4. Januar zitiert ihn auf der ersten Seite unter dem Titel: „Die Katastrophe droht von allen Seiten.“ Im Text steht: „Unsere westliche Zivilisation, die sich bis heute für das Beste auf der Erde gehalten hat, ist vollkommen marginalisiert worden. Sie ist auf dem besten Weg zu verschwinden.“ Dasselbe wiederholt Carrère auf S. 31: „Die Demokratie und alles andere werden verschwinden, ganz sicher.“

Hat er recht? Oder projiziert er ungelöste eigene Probleme auf die Welt? War die ganze kulturelle Evolution für die Katz? Ist homo sapiens in Wirklichkeit ein homo destructor, der, wie kleine Kinder, den mit Liebe gebauten Turm wieder umwirft?

Der folgende Artikel versucht, eine Antwort auf diese schwierigen Fragen zu finden, indem er sechs Stationen meines Lebens analysiert (Kapitel 1-6). Das Ergebnis ist hoffnungsvoll. Es lautet: Wir können eine zukunftssträchtige Verbindung zum Geist der Evolution aufbauen, wenn wir tief genug umdenken. Was not tut, ist ein echter Mentalitätswandel, nach Obrist: „Die Mutation des Bewusstseins.“

## 1. Adoleszenz und Berufswahl

Mit Siebzehn mussten wir im Deutsch einen grossen Hausaufsatz verfassen. Das Schreiben beglückte mich tief. „Alle Lust will Ewigkeit“, sagt Nietzsche. Ich fragte mich daher, welcher Beruf mir zu dieser Freude verhelfen könnte.

Bisher wollte ich Turnlehrer werden. Ich war sportverrückt. Turnen war mein Lieblingsfach, und der Lehrerberuf gefiel mir. Doch meine Erfahrung beim Schreiben überdeckte nun den Sport; der kreative Geist in mir war erwacht.

Was mich damals gerade fesselte, war die Entdeckung der DNA. Ich glaubte, damit könnte man dem Leben auf die Spur kommen. Andererseits war mir Chemie als Beruf zu trocken. Ich zielte aufs Ganze und wollte nicht ein Spezialist werden, der von fast nichts fast alles weiss. Ich suchte einen Beruf, der mich mit Menschen verband.

So kam ich auf den Beruf des Pfarrers. Ich kannte einige Pfarrer, die mir sehr sympathisch waren. An ihrem Beruf gefiel mir der Kontakt mit allen Altersstufen und sozialen Schichten - und natürlich die Aussicht, jede Woche einen Tag lang Zeit zu haben, die Sonntagspredigt auszudenken... Diesen Beruf wählte ich.

Ein Traum schien meinen Entscheid zu bestätigen: Ich wurde von einem überhellen Licht durchleuchtet, das mich fragte, ob ich ihm dienen wolle. Es war so übermächtig, dass ich die Frage kleinlaut bejahte. Ich hielt den Traum für eine Gotteserfahrung und glaubte, den richtigen Beruf gewählt zu haben. Seine wahre Bedeutung erfuhr ich erst später.

## 2. Studium und Pfarramt

Das Theologiestudium an der Universität Zürich liess mir viel Freiraum; so konnte ich meine vielseitigen geistigen und philosophischen Interessen befriedigen.

Beispielsweise erhielt ich eine solide Einführung in die *historisch-kritische Forschung*. Diese analysiert die Bibel mit wissenschaftlichen Methoden, um durch den Bibeltext zu dessen Quelle vorzudringen. Ein wichtiges Ergebnis dieser Wissenschaft ist die Erkenntnis,

dass die Religionen weitgehend auf Visionen basieren. Beispielsweise sahen Schülerinnen und Schüler Jesu ihren Meister nach dessen Tod in Visionen vor sich. Sie fassten die Visionen tels quels auf und glaubten darum, Jesus sei leiblich auferstanden und stehe nun in einem Geist-Leib vor ihnen. Heute versteht man Visionen nicht mehr konkretistisch. Die ersten Christen täuschten sich: Jesus war nicht leiblich, sondern in ihrem Geist auferstanden. Das lehrte mich die historisch-kritische Forschung.

Ausserdem lernte ich das von Rudolf Bultmann 1941 lancierte Programm der *Entmythologisierung* kennen, das die biblischen Mythen modern deutete. An der Universität leuchtete Bultmann ein; doch in den Kirchengemeinden bekämpften die Frommen den neuen Glauben. Universität und Kirche waren nicht vernetzt. Die Professoren fühlten sich in der Regel dem Weltbild der modernen Wissenschaft verpflichtet. Einem rutschte im Gespräch einmal der Satz heraus: „Wenn die Kirchenleitungen wüssten, was wir hier tun, würden sie uns den Geldhahn zudrehen.“

Nach dem interessanten Studium wurde ich ins kalte Wasser geworfen.

1964 schloss ich mein Studium mit dem Staatsexamen ab und wurde als VDM (Verbi Divini Minister) für den Dienst in der Kirche ordiniert. Danach liess ich mich von der Kirchengemeinde auf dem Kerenzerberg anstellen. Dort gab es gottseidank kaum Pietisten, die noch an das erlösende Blut und die leibliche Auferstehung Jesu Christi glaubten. Das gefiel mir. Unter nüchternen Bergbauern wollte ich aufklärend wirken. Doch diese interessierte ganz anderes als die akademische Theologie. Eine psychologisch fundierte Lebenshilfe hätte ihnen mehr geholfen als Bultmanns Entmythologisierung.

Um nicht untätig herumsitzen zu müssen, übernahm ich andere Aufgaben als die eines Seelsorgers. Meine Frau und ich gründeten einen Kindergarten und eine Hilfsschule. Zudem liess ich mich in zahlreiche Ämter wählen; ich wurde Aktuar der Kirch- und Schulgemeinde sowie des Waisenamts und des Langlauf-Clubs. Ich war nun ein „Hans-Dampf-in-allen-Gassen“, realisierte das aber nicht, bis mir der Licht-Traum wieder in den Sinn kam. Nun erkannte ich, wie oberflächlich ich gelebt hatte; ich hatte die Quantität meines Tuns mit dessen Qualität verwechselt.

Glücklicherweise fügte es sich, dass damals das Amt des Spitalseelsorgers frei wurde. Ich bewarb mich um die Stelle und erhielt sie. Sie war ein Zwei-Tage-Pensum, eine gute Ergänzung zur Arbeit in der Kirchengemeinde, die als Vier-Tage-Pensum eingestuft war. Beides zusammen ergab die Sechs-Tage-Woche eines Pfarrers. Sechs Tage mussten es sein; denn Gott hatte die Welt in sechs und nicht in fünf Tagen erschaffen.

### 3. Krankenhausseelsorge und Zen-Meditation

Bei den Zusammenkünften der Spitalpfarrer bildete ich mit meinen jugendlichen Dreissig jeweils eine Ausnahme. Die meisten meiner Kollegen waren längst ergraut. Über sie wurde gespöttelt: „Spitalpfarrer wiirsch eerscht nach em eerschte Schlegli (Schlaganfall).“ Die Ausbildung für das Amt war ungenügend: Man hatte uns gelehrt, das Ziel der Seelsorge sei die Verkündigung des Wortes. Der Spitalpfarrer trug darum stets eine Taschenbibel bei sich, aus der er am Ende des Gesprächs einen Vers vorlas.

Das neue Amt brachte mich dennoch weiter, sogar in dreifacher Hinsicht:

1. Zur Vorbereitung auf die neue Aufgabe durfte ich einen der neuen 12-Wochen-Kurse in Bethel bei Bielefeld besuchen. Dort wurden wir von kompetenten Fachkräften unterrichtet. Die drei Monate gaben mir entscheidende Impulse für meine Weiterentwicklung.
2. Dank der guten Beziehung zum katholischen Kollegen im Spital engagierte ich mich in der ökumenischen Bewegung. Im Zweiten Vatikanischen Konzil hatte Papst Johannes XXIII. die Türen und Fenster seiner Kirche weit geöffnet und frische Luft herein gelassen. Sein Aggiornamento inspirierte uns. Wir gestalteten unsere Aufgabe im Spital ökumenisch:

Wir besuchten die Kranken ohne Unterschied der Konfession, waren abwechslungsweise jeden Tag präsent und feierten die Gottesdienste gemeinsam. Das kam gut an.

3. Dank dem ökumenischen Engagement lernte ich die Zen-Meditation kennen, die damals in der katholischen Kirche Fuss fasste. Der Chefarzt bat uns, im Spital Meditationskurse anzubieten. Um uns dafür auszubilden, pilgerten wir einen Sommer lang zu einem Zen-Meister, der uns Privatunterricht erteilte. Das bereicherte uns nachhaltig. Während einer Übung erschien mir eine feuerrote Sonne, die ins Meer eintauchte - ein unvergessliches Bild. Später, am Jung-Institut, lernte ich dessen tiefere Bedeutung verstehen: Die Sonne symbolisierte mein Bewusstsein, das jetzt den Abstieg in die zweite Lebenshälfte begann. Ich tauchte nun ein in die tieferen Schichten meiner Psyche, ins Meer des Unbewussten. Damit begann mein Individuationsprozess.

#### 4. Theologie und Tiefenpsychologie

Um Symbole wie das Bild der untergehenden Sonne besser verstehen zu können, absolvierte ich im Jung-Institut Zürich die Ausbildung zum Analytischen Psychologen. Nun erfüllte sich endlich der numinose Licht-Traum aus der Adoleszenz. In meiner Analyse kam bald ein weiterer wichtiger Traum: „Ich stehe im Talar im Garten meines Pfarrhauses andächtig vor reifen Himbeeren; brennende Kerzen vertiefen die feierliche Atmosphäre.“ Der Traum zeigte mir, dass ich kein zünftiger „Diener des Wortes“, sondern ein heidnischer Priester war. Heidnische Priester werden in der Bibel aber ausgerottet... Nun wurde es ungemütlich; der Weg, auf dem ich mich befand, war in der Kirche als „Naturvergötzung“ verpönt. Dennoch ging ich weiter auf meinem Weg. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, das Zeitalter der Scheiterhaufen sei in der liberalen Zürcher Kirche endgültig vorbei...

Die Ausbildung am Jung-Institut lehrte mich die jenseitigen Mächte der Alten als personifizierte, an den Himmel projizierte Kräfte unserer Psyche verstehen. Nun erkannte ich, dass mich in meinem numinosen Licht-Traum nicht Gott im Himmel, sondern der Licht-Archetyp meiner Psyche heimgesucht hatte, mein starker Drang nach Selbsterkenntnis, der in meiner Psychoanalyse und im Beruf des Psychotherapeuten endlich in Erfüllung ging. Die Tiefenpsychologie holt das Jenseits der Alten ins Diesseits zurück. Ein „Hereinklappen des Jenseits“ hatte schon der Philosoph Ludwig Feuerbach (1804-1872) propagiert; doch erst die Tiefenpsychologie war in der Lage, Feuerbachs Intuition wissenschaftlich zu fundieren. Heute gehört das Jenseits zur Domäne der Tiefenpsychologie; es befindet sich nun dort, wo es schon immer war: in der Tiefe der menschlichen Psyche.

Am Jung-Institut begegnete ich auch meinem Lehrer und Freund Willy Obrist, der 1976 Vorlesungen hielt über die *Mutation des Bewusstseins*. Das Ziel der Mutation war die Transformation der gegenwärtigen Kultur in ein künftiges, integrales Zeitalter. In der Schweizerischen Ärztezeitung vom 31. 10. 1990 nannte G. Gschwend seinen Kollegen W. Obrist den „Darwin der Bewusstseinsrevolution“ (BE): „Ihm gelang für die Evolution des Bewusstseins das, was Charles Darwin für die Bioevolution gelungen ist: der methodisch einwandfreie Nachweis, dass sich eine solche ereignet hat.“ Obrists Vorlesung half mir, meine Entwicklung in die BE einzubetten. Meine Träume verbanden mich mit dem schöpferischen Geist der Evolution. Mein Leben wurde ein Ausschnitt aus etwas Grossartigem, letztlich Unfassbarem, das mich trug, auch wenn ich es kaum verstand. Ich wurde Obrists Schüler.

Der weltanschauliche Umbruch unseres Zeitalters ruft auch nach einer neuen Ethik. Deren Basis bildet nicht mehr der alttestamentliche Dekalog, den Jahwe seinem Knecht Mose auf dem Sinai übergab, sondern die im Erbgut enthaltene „Urgrammatik des menschlichen Verhaltens“ (Irenäus Eibl-Eibesfeldt). Die Ethik wird heute nicht mehr von Gottesgelehrten aus ewig gültigen Mythen abgeleitet, sondern von Humanwissenschaftlern im interdisziplinären

nären Dialog erarbeitet, von Biologen, Verhaltensforschern, Religionsgeschichtlern, Tiefenpsychologen, Juristen, Historikern, Politikern etc.. Sie entsteht durch Kultivierung der sozialen Instinkte der Primaten.

1980 schloss ich die Ausbildung am Jung-Institut ab. Aus der Diplom-Arbeit entstand das erste meiner 7 Bücher. Diesem wollte ich den Titel geben: „Der Apostel auf der Couch - die Bekehrung des Paulus.“ Doch das war dem Walter-Verlag zu wenig seriös. Ich formulierte den Titel um; nun lautete er: „Die Krise des Tüchtigen.“

Das Buch entstand, weil ein Lektor des Verlags bei der Durchsicht der Diplom-Arbeiten des Jung-Instituts an der meinigen Gefallen gefunden und mich gefragt hatte, ob ich sie in ein Buch umschreiben könnte. Das tat ich gerne, hatte aber nicht damit gerechnet. Zum Bücher-Schreiben kam ich also fast wie die Jungfrau zum Kind. Im Unterschied zu dieser setzte ich dann aber noch sechs weitere „Kinder“ in die Welt, während sie es bei einem einzigen belies, weil sie ewig Jungfrau bleiben musste. Dass sie keine Kinder mehr hatte, ist bedingt durch das konkretistische Verständnis von „Jungfräulichkeit“, das die Bibel hat. Dem gegenüber versteht die Tiefenpsychologie „Jungfräulichkeit“ symbolisch, als Bild der Offenheit des Bewusstseins gegenüber der schöpferischen Kraft im Unbewussten. Für tiefenpsychologisch Informierte symbolisiert Maria die Offenheit des Ichs zum Selbst.

#### 5. Uster und Kloster Kappel. Kirchenaustritt

1978 verliess ich das Glarnerland, weil die katholische Kirche den Aufbau einer mir zugeordneten ökumenischen Stelle für Lebensberatung zu behindern begann. Als Ersatz fand ich das „Pfarramt für Lebensberatung“, das die Kirchgemeinde Uster errichtet hatte. Dort arbeitete ich zu je 50% als Allround-Pfarrer und als Psychotherapeut. Ich therapierte, predigte, erteilte Religions- und Konfirmanden-Unterricht, leitete die Erwachsenen-Bildung und die Sonntagsschule mit 200 Kindern und 20 Helfern, bildete den Besuchsdienst weiter, taufte, traute, bestattete, besuchte Kranke und gründete vier Meditationsgruppen, die sich wöchentlich für je anderthalb Stunden trafen.

In Uster erlebte ich elf reich erfüllte Jahre. Im Herbst 1984 lernte ich Uschi kennen, meine jetzige Frau, nachdem meine bisherige Ehepartnerin einen Mann gefunden hatte, der ihr mehr entsprach als ich. Für die vier bisher problemlos aufgewachsenen Kinder war die unvermittelte Scheidung im Sommer 1984 ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, der nicht spurlos an ihnen vorüberging.

1989 wurde im „Kloster Kappel“ die Stelle des Studienleiters frei. Ich bewarb mich darum und erhielt sie. Es war mein Traum-Job. Ich liess mich noch tiefer auf die Meditation ein, und Uschi wurde Schülerin eines Zen-Meisters. Wir bildeten 25 Pfarrer zu Meditationsgruppen-Leitern aus und schufen einen Kurs mit dem Titel: „Geerdete Spiritualität.“

So viel Neues ging dem Präsidenten der Zürcher Kirche zu weit. Für ihn betrieb ich nicht Theologie, sondern Psychologie. Er restrukturierte das Zentrum. Meine Stelle verschwand.

Den Rauschmiss schluckten wir nicht. Wir traten aus der Kirche aus. Der Schritt war konsequent. Wir schliefen weiterhin gut, ohne Narkotika. Jetzt waren wir frei! Uschi träumte passend, der Teufel schenke uns Flügel, um frei umherfliegen zu können...

Fortan erteilten wir unsere Kurse privat.

#### 6. Katastrophen überleben

2020, mit Achtzig, zog ich mich bei guter Gesundheit ins hintere Glied zurück. Ich wollte zurücktreten, bevor andere es mir nahelegen mussten. Nun war alles geregelt.

Im Sommer 2022 traf mich ein harter Schlag: Ich erlitt einen Darmverschluss mit Komplikationen. In fünf Wochen verlor ich 15 kg (70 → 55). Ich wurde drei Mal operiert und war vier Tage lang bewusstlos. Aber ich überlebte. Die Genesung war langwierig.

In dieser Zeit begann eine zweite Katastrophe: Uschi, fast neunzig, wurde zusehends schwächer, körperlich und geistig. Ihre Vergesslichkeit überstieg nun das normale Mass. Sie selber war aber überzeugt, dass ihr nichts fehle; sie wollte auch nichts wissen von einer neurologischen Abklärung. Fehlende Einsicht in die Krankheit nennt die Medizin *Anosognosie*. Für Angehörige ist die Anosognosie nervenaufreibend, doch den Betroffenen hilft sie, ihr Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten.

Wenn die Erfüllung bisheriger Pflichten ohne erkennbaren Grund immer mühsamer wird, fragt man sich bange: „Wie wird das noch enden? Wenn es so weiter geht, wird man mich für ‚Gaga‘ erklären... Nein, das darf nicht wahr sein!“ Die Demenz wird verdrängt; das stützt das Selbstwertgefühl. Doch die Verdrängung sollte kein Dauerzustand werden; denn sie ist nur die erste Phase eines langen Prozesses, der hilft, katastrophale Ereignisse zu verarbeiten. In späteren Phasen entstehen depressive und aggressive Verstimmungen. Wenn alle Stadien durchlitten sind, kann die Katastrophe akzeptiert werden und man kann mit ihr leben. Das Ganze ist ein schmerzhafter Reifeprozess. „Keine Rose ohne Dornen.“

Die beginnende Krankheit veränderte die Beziehung zwischen Uschi und mir. Wir hatten zuerst Mühe, mit den neuen Umständen zurande zu kommen. Bisweilen kam es zu nervenaufreibenden, beschämenden Machtkämpfen, wie wir sie in den vier Jahrzehnten unserer Ehe noch nie erlebt hatten. Ich war am Verzweifeln und verfluchte die Demenz. Doch unsere Liebe blieb; sie war der feste Grund, der uns die Kraft gab durchzuhalten.

Anfangs November 2023 verliessen wir die geliebte Dachwohnung in der Stadt und zogen in die Wohnung eines Alters- und Pflegeheimes um. Der Umzug war der einzig richtige Entscheid. Der Heimarzt sah sofort, wo es fehlte, und Uschi akzeptierte seine Vorschläge. Das Heim tat uns gut; wir lebten hier mit vielen Menschen zusammen, die stärker behindert waren als Uschi. Der Vergleich mit ihnen war hilfreich. Mein Fluchen ebte ab. Uschi und ich fanden allmählich wieder zu einem Leben in Frieden.

Mir verhalf die aufgewühlte Zeit um die Jahreswende zur Einsicht, dass die vielen guten Jahre des Lebens meiner inneren Reifung nicht zuträglich waren: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.“

Katastrophen fördern den Reifeprozess, wenn sie akzeptiert werden. Dass sich auch der Tod integrieren lässt, zeigt ein Traum von Uschi, den sie mit Siebenundsiebzig hatte:

«Die Countess lud mich ins mittelalterliche Schloss Pembroke ein und führte mich in einen schönen Raum mit hohen, bleiverglasten Fenstern, die auf einen mit alten Bäumen bestandenen Park hinausblickten. Eines der Fenster, etwa vier Meter von mir entfernt, befand sich in einer Nische aus dunklem Holz und zwei dicken blauen Kissen. Auf dem einen sass eine schwarz gekleidete Gestalt, deren Gesicht von einer Kapuze verdeckt war. Wer mochte das sein? Es war wohl jener Gast, von dem die Countess gesprochen hatte.

Es war ganz still im Raum. Nach einer Weile sprach mich die Gestalt an: „Ich begrüesse dich, Uschi. Komm näher!“ Ich trat einen Schritt vor. „Noch näher!“ Die Stimme war freundlich, aber bestimmt. Dann sah ich das Gesicht. Ich wusste sofort: „Es ist der Tod.“ Er war hager und hatte lange, dunkelbraune Haare; auch seine Augen mit langen schwarzen Wimpern waren dunkelbraun. Sein Blick kam aus grosser Tiefe. Ein faszinierender Mann! Er sprach: „Schön, Uschi, dass du da bist! Die meisten Menschen fürchten sich vor mir. Sie wollen mit mir nichts zu tun haben. Das macht mich traurig.“ Dann betrachtete er mich lange Zeit.

Schliesslich sagte ich: „Ich verstehe dich. Aber sag: Bist du gekommen, um mich zu Dir zu holen?“ Er lachte; es war ein gewinnendes Lachen: „Nein, nein, noch lange nicht! Wenn es dann so weit ist, dass ich dich hole, wirst du nicht mich sehen, sondern Christus, deine innere Führungsinstanz. Nun aber will ich ein Experiment mit dir machen: Bist du bereit, mich zu umarmen? Niemand liebt mich. Niemand freut sich, wenn ich komme, obwohl ich doch viele Menschen von tragischen Krankheiten und schrecklichen Umständen erlöse. Ich bin einsam; überall werde ich an den Rand gedrückt, obwohl alle wissen, dass ich allgegenwärtig bin. Die Menschen akzeptieren, dass alle Kreaturen sterben müssen; doch sie selber wollen es nicht! Das stimmt mich traurig. Verstehst du mich?“

„Selbstverständlich!“, antwortete ich, „ich kann mich gut in dich einfühlen.“ Darauf umarmte ich ihn, damit er spürte, dass ich ihn gern habe. Er roch nicht nach Tod, sondern nach einem gut gepflegten Mann. Nach einer Weile löste ich die Umarmung. Er sagte glücklich: „Ich danke dir für deine Offenheit. So, und nun sind wir bei der Countess zum Dinner mit einem Glas Wein eingeladen.“

Ich freute mich auf den Abend. Ich war sicher, dass ich diese Begegnung nie vergessen würde. Mit einem Gefühl von grosser Dankbarkeit erwachte ich.»

Niemand weiss, was die Zukunft ihm bringen wird. Unsere Erfahrungen ermutigen uns aber, der Zukunft gelassen entgegenzugehen. Wir schwimmen mit im Strom der Evolution.

## 7. Zusammenfassung

Der Rückblick auf mein Leben zeigt, dass es sich lohnt, auf die innere Stimme zu achten. In der Adoleszenz half mir der Licht-Traum bei der Berufswahl; zu Beginn der Lebensmitte brachte mich das Bild der untergehenden Sonne in Kontakt mit Obrist und der Tiefenpsychologie, und während der Analyse befreite mich der Traum mit dem heidnischen Priester von der Kollektiv-Religion. Schliesslich half uns Uschis Traum vom Schloss Pembroke, den Tod zu akzeptieren.

Die Wende nach innen verbindet uns mit dem kreativen Geist der Natur. Dieser führt uns an langer Leine durchs Leben. Ein unergründliches Etwas, nah und doch fern, begleitet uns. Das Ich ist nicht so autonom, wie der zurzeit herrschende Positivismus wähnt. Wir sind nicht die Herren im Haus unserer Psyche, sondern *geführte Führer*, nicht der Generaldirektor, sondern ein Filialleiter. Die innere Führungsinstanz ist älter und erfahrener als wir. Es ist darum klug, sich ihr und nicht grossspurig daherredenden „Führern“ anzuvertrauen, die es nicht wert sind, dass wir unser Selbst auf sie projizieren und ihnen folgen.

Das Leben ist ein Paradox, dem weder Trumps Optimismus noch Carrères Pessimismus gerecht werden. Was ihm entspricht, ist die Wende nach innen, die Verbindung mit dem schöpferischen Geist der Natur. Sie macht uns bescheiden - und hat Zukunft.

## Literatur:

Kaufmann, R.: „Monotheismus - Entstehung, Zerfall, Wandlung.“ Opus-magnum 2015.

Kaufmann, U.: „Die Eulenfrau - Visionen und Träume.“ R. G. Fischer-Verlag 2005.

Obrist, W.: „Die Mutation des Bewusstseins.“ P. Lang 1980. Opus-magnum-Verlag 2013.